

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 95 (2015)

Rubrik: Unsere Veranstaltungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere Veranstaltungen

August Berlinger, Glarus Schweizer Städtebilder am Beispiel von Glarus

Vortrag vom 20. Januar 2015 (595)

August Berlinger war Mitarbeiter des Projekts «Schweizer Städte» der Universität Zürich, aus dem ein Buch von 650 Seiten mit wissenschaftlicher Einleitung und über 50 Städteporträts hervorging.

Der Theorie nach ist eine Vedute eine wirklichkeitsgetreue Darstellung einer Landschaft oder eines Stadtbildes. Anders die Praxis: Städtebilder sind, auch wenn sie noch so akkurat wiedergegeben werden, keine fotografischen Schnappschüsse. Es sind Dokumente der Sozialgeschichte und der sich verändernden Weltanschauungen. Der Glanz vieler Stadtdarstellungen täuscht über die damaligen Lebenswirklichkeiten hinweg. Der Betrachter muss sich vor Idealisierung hüten. Der Künstler unterzog mit Blick auf die Wünsche des Auftraggebers und des Publikums die Stadt in seinen Darstellungen «einer intensiven Kosmetik». Zu berücksichtigen ist weiter ein doppelter Wandel, nämlich die Veränderung der Städte selbst und die sich wandelnde Art, wie sie jeweils gesehen und interpretiert wurden.

Bis in das letzte Drittel des 15. Jahrhunderts begegnen Stadtdarstellungen nur als Kulissen für heilige Geschichten oder historische Ereignisse. Erst die Neuzeit entdeckte die Stadt als autonomes Bildthema. Rahmen, Kartuschen, Wappen, Herrschaftszeichen aller Art erläutern die Stadtvedute und deuten politische Kontexte an. Kostspielige Farben heben wichtige Bauten hervor und legen Zeugnis von den finanziellen Möglichkeiten des Auftraggebers ab.

Glarus ist ein ländlicher Vorort. Er ordnet sich in eine Reihe politischer und wirtschaftlicher Zentren in den Voralpen ein, wie Herisau, Appenzell, Schwyz, Altdorf und Stans.

Die früheste Darstellung von Glarus ist ein Holzschnitt von Hans Asper aus der Zeit um 1540. Er zeigt in umfassender und übersichtlicher Darstellung einen wohlerbauten, stattlichen Flecken. Herausragend sind Pfarrkirche, Burgkapelle und Spielhof. Wappen, Gerichtslinden und Galgen als Hoheitszeichen genügen, um auf die Vorrangstellung des Ortes hinzuweisen. Ganz anders auf der Radierung von Matthias Merian von 1642. Durch die Einführung «städtisch» anmutender ringmauerförmiger Häuserzeilen und die Freistellung und überproportionale Grösse der beiden Kirchenbauten wertet er den Abbildungsgegenstand auf. Im Hintergrund türmen sich grotesk übersteigerte Berge. Offen bleibt, ob Merian die Gefährdung des Ortes darstellen wollte oder ob Berge für ihn furchterregend waren. Eine der bemerkenswertesten Abbildungen von Glarus ist die Zeichnung des Holländers Jan Hackaert von 1655. Der Vordergrund dominiert die Szene, die Siedlung ist klein, aber trotzdem detailgetreu wiedergegeben. Das Blatt ist mit 52 auf 171 Zentimeter von beeindruckender Grösse. Es handelt sich um eine der ersten modernen Hochgebirgsdarstellungen überhaupt. Eine andere Sichtweise bietet die von Pfarrer Johann Heinrich Tschudi gezeichnete und von Johann Adam Riedinger 1714 gestochene Vogelschauvedute von Osten. Im

Zentrum stehen der Ort und seine Funktionen, die Berge sind zu Maulwurfshügeln degradiert. Auf einer Schriftrolle werden die wichtigsten Örtlichkeiten präsentiert: Kirche (Sittsamkeit), Schule (Bildung), Spital (Soziales), Rathaus und Landsgemeindeplatz (politische Eigenständigkeit). Man zeigt, wer man ist und was man hat.

Das 18. Jahrhundert ist die Zeit, in der das Bildungsbürgertum für paradiesische Landschaften und Alpenreisen schwärmte. Glarus bot sich als verhältnismässig leicht erreichbares Berggebiet an. Ein typisches Produkt jener Zeit ist die Umrissradierung von Heinrich Thomann (um 1780). Die Siedlung wird eingerahmt von romantischen Schäferszenen im Vordergrund und idyllischen, einigermaßen realistischen Bergen im Hintergrund. Die Darstellung überzeugt bezüglich der Bauten durch Detailgenauigkeit. Der Ort hat sich um ein Gewerbequartier am Strengenbach und Giessen erweitert. Der Vermerk «Se vend chez l'auteur» weist darauf hin, dass die Radierung nicht für ein wissenschaftliches Werk, sondern für ein breites Publikum bestimmt war.

Um die Wende zum 19. Jahrhundert dehnte sich Glarus beinahe explosionsartig, vor allem nach Süden, aus. Die wohl informativste Darstellung aus dieser Zeit, die Lithografie von Karl Friedrich Heinzmann von 1824, ist von einem neuen Standort, vom Schlattweg nördlich von Ennetbühls aus, aufgenommen. Die Ansicht wird von der Glärnischpyramide im Hintergrund beherrscht. Zu sehen sind die neuen Reihenhäuser am Kirchweg und im «Abläsch», einige Manufakturbauten und Gewerbe sowie die eben erst erstellten Bauten der «Inselfabrik». Ein idealisiertes Bild bietet der Maler Johann Heinrich Jenny (um 1830), wiedergegeben von einem seltenen Standort, dem «Büel», mit Blick gegen Norden. Der im politischen Leben wichtige Zaunplatz erscheint als Wiese und Pflanzland, die Gewerbebauten und Fabriken sind nur für Eingeweihte zu erkennen. Das Bild negiert industrielle Regsamkeit und Lärm der angebrochenen technischen Zeit. Auch in Dresslers Lithografie von 1845 äussert sich die Sehnsucht nach einer vergangenen Idylle, allerdings mit den nun unvermeidlichen Fabriken. Ins sanfte Morgenlicht getaucht, wirken diese trotz rauchender Schlotte beschaulich.

Nach dem Brand vom 10./11. Mai 1861 war alles anders: Der Ortskern und mehr als die Hälfte der Bausubstanz lagen in Schutt und Asche. Das neue Medium, die Fotografie, belegt das Ausmass der Zerstörung. Die Fotos dienten als Vorlagen für eine Vielzahl von Grafiken. Der Referent zeigte als Beispiel einen Holzschnitt aus einem der vielerorts jährlich erscheinenden «Kalender». Die dramatische Inszenierung, Rauchschwaden mit lodernden Flammen, Feuerwehrleute als Retter, Fliehende und mitleiderregende Opfer, bediente die Sensationslust des Publikums.

Der Wiederaufbau war eine grossartige politische, organisatorische und städteplanerische Leistung. Der schachbrettartige Grundriss, die repräsentativen öffentlichen Bauten und die herausragende Stadtkirche verliehen der wieder aufgebauten Siedlung einen stadähnlichen Charakter und zeugten vom wirtschaftlichen Erfolg ihrer Bewohner. Das Bekenntnis zum modernen Industrieort zwang auch den Vedutenzeichnern eine neue Sicht auf. H. Steiners Lithografie von 1865 bildet den Ort als einziges riesiges Fabrikareal ab, allerdings fehlen auch hier die idyllischen Versatzstücke nicht, der zuckerhutförmige rosafarbene Glärnisch und der alpweidartig gestaltete Vordergrund. Realistischer ist die Sicht aus Südosten von Kaspar Oertli von 1866. Abgebildet ist der Ort in beinahe seiner ganzen Ausdehnung unter der Kulisse des Wiggis.

In der Folge bestimmte die Fotografie die Dokumentation von Glarus. Doch auch ein Foto kann den Betrachter in die Irre führen.

Veronika Feller-Vest

David Accola, Oberst, Eggiwil BE
660 Tage Grenzbesetzung – das Glarner Bataillon im Ersten Weltkrieg
Vortrag vom 24. März 2015 (596)

David Accola, Oberst im Generalstab, sprach vor dem Historischen Verein des Kantons Glarus über den Dienst des Glarner Bataillons 85 im Ersten Weltkrieg. Die am 3. August 1914 mobilisierte Streitmacht der Schweiz umfasste sechs Divisionen zu je 20 000–25 000 Mann. Die Mobilmachungspläne basierten auf dem Memorial des Generalstabchefs Sprecher von 1906. In den Jahren 1914–1918 leistete das Glarner Bataillon sieben Mal Dienst und war während rund 22 Monaten im Einsatz. Es hatte einen Sollbestand von 927 Mann, gegliedert in einen Stab und vier Füsilierkompagnien. Kommandant war Major Fritz Aebli, später Major Emil Bähler. Das Bataillon war Teil des Infanterieregiments 32, das als Teil der 6. Division dem Divisionär Paul Schiessle unterstand. Die Einsätze lassen sich mehr oder weniger anhand der allgemeinen Lage im Ausland nachzeichnen. So waren die ersten Dienste in der Nordschweiz Reaktionen auf den Angriff der Deutschen über Belgien nach Frankreich, die Grenzbesetzung im Puschlav und auf dem Umbrailpass hingegen eine Erwiderung auf den Kriegseintritt Italiens auf Seite der Entente.

Der erste Dienst (August bis Dezember 1914) erfolgte in der Nordwestschweiz zum Schutz des Grenzraums Basel. Der Alltag bestand aus Marschieren (Eisenbahntransport war etwas «Neumodisches»), Gefechtsübungen und Befestigungsarbeiten. Höhepunkt bildeten die Hauensteinmanöver, wo zum ersten Mal Flugzeuge zur Aufklärung eingesetzt wurden. Mitte November dislozierte das Bataillon nach Saint-Maurice. Seinen zweiten Dienst und seinen ersten eigentlichen Gebirgseinsatz begann das spätere Gebirgsfüsilierbataillon 85 am 11. Mai 1915 im Schams. Der Kriegseintritt Italiens kurz darauf erforderte die Verlagerung von Kräften an die Südgrenze, zumal irredentistische Forderungen in den italienischsprachigen Gebieten für Unruhe sorgten. Die 85-er wurden vorübergehend dem Kommandanten der Gebirgsinfanteriebrigade 18, Oberst Otto Bridler, unterstellt. Nach der Ausbildung im Schams wurden die 85-er nach Splügen und Avers verlegt mit dem Auftrag, den Grenzübertritt italienischer Truppen zu verhindern. «Hoffotograf» der Gebirgsbrigade 18 war bis 1917 Walter Mittelholzer. Einsatzort des dritten Dienstes von Mitte November 1915 bis Ende April 1916 waren das Oberengadin und das Puschlav. Die Ausbildung in diesem ersten Winterdienst förderte vor allem die Gebirgstauglichkeit. Das Fortbewegen im Schnee, die «Skischule», brachte den Glarnern eine Sportart näher, in der sie später sowohl militärisch wie zivil beachtliche Erfolge erringen sollten. Vielen galt diese Zeit als schönstes Erlebnis des Aktivdienstes. Dazu beigetragen hat das gute Abschneiden in der ersten Winter-Brigademeisterschaft von 1916.

Seinen vierten und anspruchsvollsten Dienst leistete das Bataillon 85 im Spätsommer und Herbst 1916 im Umbrailgebiet. Hier grenzte die Schweiz mit dem Münsterthal an Österreich und mit dem Umbrailpass als Verbindung nach Italien nach dem Kriegseintritt der Italiener an die österreichisch-italienische Front am Stilfserjoch. Sprechers geändertes Dispositiv sah vor, einen gegnerischen Vorstoss durch gestaffelte Verteidigungslinien abzufangen. Der Grenzschutz in dieser hochalpinen, vergletscherten Gegend und in dem nur schwer passierbaren Gelände war anstrengend, auch wegen der tiefen Temperaturen, des Schneefalls und unzähliger Lawinen. Die Versorgung mit den lebensnotwendigen Gütern war mit hohem Aufwand verbunden. Die Mannschaften wurden Zeugen von Artillerie- und Feuergefechten. Gleichzeitig nutzten die kriegführenden Parteien die Nähe zur neutralen Schweiz zum Aufbau und zum Schutz ihrer Einrichtungen aus. Wiederholt kam es um die Dreisprachenspitze zu Grenzverletzungen. In diesem Gebiet ereignete sich auch ein tragischer Unfall, als der Bündner Student Georg Cathomas Opfer eines Feuergefechts zwischen Österreichern und Italienern wurde. Als daraufhin der Generalstabchef sich im Gelände über den

Vorfall orientierte, geschah dies in Begleitung von Oberstleutnant Guisan, dem späteren General. Das Tagebuch der Truppe verzeichnet auch einen Besuch von Else Spiller, der Initiantin der «Soldatenstuben» und des «Schweizer Verbands Soldatenwohl».

Der fünfte und der sechste Dienst vom März bis Juni 1917 und vom Januar bis März 1918 brachte die Glarner wieder an die Nordgrenze der Schweiz und ins Hauensteingebiet.

Der Militärhistoriker Hans Rudolf Fuhrer sucht die allgemeine Wahrnehmung der Zeit von 1914–1918 anhand der «Fünf G» zusammenzufassen: Grenzbesetzung, Graben, Gilberte de Courgenay, Grippe, Generalstreik. Im Krieg vertiefte sich der «Graben» zwischen der deutschen und der französischen Schweiz. Jeder Landesteil empfand Sympathie für seinen jeweiligen Nachbarn. Die frankophone Minderheit fühlte sich durch die selbstherrliche Dominanz der Deutschschweizer unterdrückt und «besetzt». Symbol war «Le Fritz» bei Les Rangiers. Besorgte Geister wie Carl Spitteler riefen zur Überwindung der Gegensätze auf. «Gilberte», eine Wirtstochter aus Courgenay, wurde zum vielbesungenen Idol und zur patriotischen Hauptfigur eines in der Zeit der Geistigen Landesverteidigung produzierten Films. An den Folgen der Grippe von 1918 starben in der Schweiz 22 000 Menschen, darunter 1777 Armeeangehörige, unter ihnen auch der Glarner Wachtmeister Joseph Bauhofer. Der Landesstreik oder «Generalstreik» vom November 1918 war Ausdruck der sozialen Not vieler Menschen und eine der schwersten Krisen des Bundesstaates. Zum letzten Mal wurde das Glarner Bataillon aufgeboten, zum Ordnungsdienst in St. Gallen.

Veronika Feller-Vest

Prof. Dr. Georg Kreis, Basel
Der schwierige Burgfrieden – Die Schweiz im Ersten Weltkrieg
Vortrag vom 28. April 2015 (597)

Professor Dr. Georg Kreis sprach über verschiedene Aspekte der Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg. Dabei orientierte er zunächst über neue Forschungsergebnisse und -tendenzen.

Dann wandte er sich seinem Hauptthema, dem schwierigen Burgfrieden, zu. Bei Kriegsausbruch stellten Bundesrat und Leitartikel der Zeitungen die objektiv gegebenen Gegensätze zurück und demonstrierten Einigkeit. Dabei hatte bereits zuvor eine gegenläufige Aussenorientierung der Sprachregionen bestanden, wie aus der kontroversen Beurteilung des Gotthardvertrags von 1909 hervorgeht. Auch war das Jahrzehnt vor Kriegsausbruch eine Zeit intensiver Arbeitskämpfe.

Der Burgfrieden hielt allerdings nicht lange an. Es kam zu Spannungen zwischen der französischen und der deutschen Schweiz, die das Land vor eine Zerreissprobe stellten. Die Menschen der Romandie fühlten sich zu Frankreich hingezogen, die deutsche Schweiz hegte Sympathie für das deutsche Kaiserreich und Österreich-Ungarn. Es war nicht nur ein Sprachenstreit, sondern ein Streit der Kultur, Politik und der Weltanschauungen. In den Zeitungen der Sprachregionen entbrannte ein wilder Schlagabtausch. Auf beiden Seiten übernahm man die Argumente der jeweiligen Kriegspartei. Gleichzeitig warf man sich eben diese Parteinahme und die damit verbundene Gefährdung der Neutralität vor. Der Konflikt war nicht symmetrisch. Die frankophone Schweiz fühlte sich von der deutschen Schweiz dominiert und fürchtete, dass die Schweiz mehr und mehr ein Anhängsel des Deutschen Reichs werde, während bei der deutschsprachigen Mehrheit das «Herr im Haus»-Denken stark verbreitet war. In dieser Zeit erhoben besorgte Geister warnende Stimmen. Der Schriftsteller Carl

Spitteler verurteilte in der berühmten Rede «Unser Schweizer Standpunkt» im Dezember 1914 den Zwist zwischen den Sprachregionen. Er rief zu Vernunft und Mässigung auf und setzte sich zugunsten einer einigen und neutralen Schweiz ein. Auch andere mahnten, aber ihre Bemühungen waren von sehr beschränkter Wirkung.

Der Gegensatz zwischen Deutsch und Welsch zog sich durch den ganzen Krieg hindurch. Er manifestierte sich im sogenannten Obersten-Handel im Dezember 1915, in der «affaire des trains» im Februar 1916 und in der «affaire de Loys» im August 1916.

Obschon der kulturelle Graben in der Diskussion über den Ersten Weltkrieg ein wichtiges Thema ist, existieren wenige Untersuchungen zu speziellen Fragen. So gab es regionale Unterschiede. Im Kanton Bern lebte die immer wieder aufbrechende Jurafrage auf. Die Befürworter einer Trennung von Bern erhielten auch durch das von Präsident Wilson verkündete Selbstbestimmungsrecht der Völker weiteren Auftrieb. Das Tessin fühlte sich wohl nicht in einer Grabensituation, aber wie immer von Bern vernachlässigt. Der «Graben» oder «fossé» war aber auch ein Medienprodukt. Die Medien gossen Öl ins Feuer und kommentierten später die verschiedenen Meinungen. Heutzutage manifestiert sich der «Röstigraben» vor allem bei Abstimmungen. Eine Auswertung der fünf Urnenabstimmungen während der Kriegsjahre zeigt erstaunlicherweise, dass die Gegensätze beim Abstimmungsverhalten nur wenig ins Gewicht fielen.

Neben dem kulturellen taten sich noch weitere «Gräben» auf: So ein Militärgraben zwischen kriegsbegeisterten und kriegsmüden Soldaten, zwischen einfachen Wehrmännern und Vorgesetzten. Ein Gendergraben hielt die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau aufrecht. Die Hoffnung der Frauen, die während dem Krieg in Haus und Wirtschaft stark gefordert waren und sich sehr eingesetzt hatten, nach Kriegsende mehr politische Rechte zu erhalten, zerschlug sich. Immer mehr taten sich Gräben zwischen Reichen und Armen und zwischen Stadt und Land auf. Die arbeitende Bevölkerung in den Städten litt unter dem starken Anstieg der Lebensmittelpreise und der Mieten, zumal die Wehrmänner, die ihre Dienstpflicht erfüllten, keinen Lohnersatz erhielten und die Lebensmittel erst spät rationiert wurden. Viele Bauern hingegen profitierten von den steigenden Preisen für Nahrungsmittel. Anstoss erregten auch die grossen Kriegsgewinne in Handel und Industrie. Die sozialen Konflikte zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum überlagerten mit der Zeit den Sprachenstreit und führten 1918 zum Landesstreik.

Weitere beachtenswerte Themen im Rahmen einer Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg wären die Frage, warum die Schweiz vom Krieg verschont blieb, inwieweit die generelle Entwicklung in der Schweiz durch den Krieg bestimmt wurde (Modernisierung der Bundesverwaltung, Proporzwahl des Nationalrates) sowie die Frage, inwieweit die Schweiz vom Krieg der anderen profitiert hatte (Quantensprung als Werkplatz, Finanzplatz (Fluchtgelder!), chemische Industrie).

Veronika Feller-Vest

Dr. Elisabeth Joris und Dr. Bruno Meier, Zürich
Helfen und Heilen – Homöopathie versus Schulmedizin
Eine historische Begegnung zwischen Emilie Paravicini-Blumer und
Fridolin Schuler

Vortrag vom 19. Mai 2015 (598)

Zunächst präsentierte Dr. Bruno Meier den 2014 im Verlag «Hier+Jetzt» erschienenen Sammelband «Historische Begegnungen». Zehn biografische Essays porträtieren bekannte und verkannte Männer und Frauen aus sieben Jahrhunderten, die die Geschichte der Schweiz massgeblich prägten. Besprochen werden unter anderen der Zürcher Bürgermeister Rudolf Brun und Agnes von Ungarn, der im 18. Jahrhundert lebende Ulrich Bräker und seine Gattin Salome, zwei am Aushandeln des Arbeitsfriedens von 1937 beteiligte Akteure, der Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler und seine Mitarbeiterin Elsa Gasser sowie der Zürcher Seidenfabrikant Ludwig Abraham und sein Ziehsohn Gustav Zumsteg.

Im anschliessenden Referat stellte die Historikerin Dr. Elisabeth Joris ihren Beitrag über die Begegnung von Emilie Paravicini-Blumer und Fridolin Schuler vor.

In die 1850er-Jahre fällt ein Paradigmenwechsel hin zur naturwissenschaftlichen Medizin. Dieser fortschrittlichen Richtung stehen die traditionellen Praktiker und die Naturheiler gegenüber. Beliebt wird auch die neu aufgekommene, von Samuel Hahnemann begründete Homöopathie. Die Kundschaft der Homöopathen rekrutiert sich vielfach aus gehobenen Kreisen, so dass sie von den Ärzten als Konkurrenten angesehen werden. Die grosse Mehrheit der naturwissenschaftlich orientierten Schulmediziner verdächtigt die Praktiker alternativer Medizin als Kurpfuscher, verlangt, dass nur derjenige den Arztberuf ausüben dürfe, der ein Medizinstudium absolviert habe, und will das Monopol der Schulmedizin gesetzlich verankern.

In der Homöopathin Emilie Paravicini-Blumer und dem Schulmediziner Fridolin Schuler, beide Angehörige des liberalen Bildungsbürgertums und mit Repräsentanten der Politik befreundet, stehen sich Vertreter der beiden Richtungen gegenüber.

Fridolin Schuler, 1832 als Pfarrerssohn in Bilten geboren, studiert in Zürich und Würzburg bei namhaften Medizinprofessoren, so beim Physiologen Carl Ludwig und dem Zellulärpathologen Rudolf Virchow. Nach weiteren Studien in Prag, Wien und Paris und bestandem Approbationsexamen eröffnet er in Mollis eine Arztpraxis und wird bald zum Armenarzt ernannt. Er versteht sich als fortschrittlicher Freisinniger, übernimmt nach Konflikten mit den traditionellen Ärzten das Präsidium der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Glarus und lässt sich in die Sanitätskommission wählen. Nach der Annahme des Fabrikgesetzes wird er 1867 zum Fabrikinspektor ernannt, der für die Kontrolle der Umsetzung verantwortlich ist.

Die Arzttochter Emilie Blumer ist eine Generation älter. Um der Familie die Zugehörigkeit zur besseren Gesellschaft zu sichern, wird sie mit dem geistig zurückgebliebenen Sohn des reichen Ratsherrn und Kaufmanns Johann Paravicini verheiratet. Die aufgeweckte Emilie, faktisch Haushälterin und Betreuerin ihres Gatten, fühlt sich ausgenutzt. Nach dem Tod des Schwiegervaters erringt sie die Vormundschaft über ihren Ehemann, siedelt nach Mollis über und nützt ihren neuen Handlungsspielraum. Sie engagiert sich im Sinne der Gemeinnützigkeit; so leitet sie zum Missfallen der Männer nach dem Brand von Glarus 1861 das Damenkomitee zur Verteilung der Hilfsgüter. Um ihrer kranken Schwester zu helfen, eignet sie sich autodidaktisch Kenntnisse in der Homöopathie an. In dem auch im Kanton Glarus praktizierenden deutschen Laienhomöopathen Baron von Heyer findet sie einen Lehrer. Bald behandelt sie, vielfach unentgeltlich, auch Aussenstehende, vor allem Angehörige der Unterschicht.

Durch diese Tätigkeit gerät sie in Konflikt mit Fridolin Schuler. Dieser erklärt ihr bei einem privaten Besuch 1873, dass ihre homöopathische Praxis als gesetzeswidrig nicht länger geduldet werden könne und droht ihr mit einer gerichtlichen Klage. Emilie lässt sich nicht einschüchtern und behandelt weiter Kranke. Sie muss vor Gericht erscheinen, wird wegen unbefugten «Arztnens» verurteilt, aber mit der kleinstmöglichen Busse belegt. Die Anklage löst Empörung aus und provoziert eine öffentliche Debatte über die geplante Revision des Medizinalgesetzes. Mehrere Anträge zur Freigabe der ärztlichen Praxis werden eingereicht. In der vorbereitenden landrätlichen Kommission plädiert Schuler dafür, an der strengen Auswahl des medizinischen Personals festzuhalten, doch der dreifache Landrat folgt einem Vorschlag der Kommissionsminderheit und empfiehlt die Freigabe, von der nur die operative Chirurgie und die operative Geburtshilfe ausgenommen sein sollen. Wider Erwarten stimmt an der Landsgemeinde von 1874 jedoch eine Mehrheit einem in letzter Minute eingebrachten Antrag zur gänzlichen Freigabe des Arztberufs zu. Dies gilt bis in die 1920er-Jahre. Laienheilpraktikerinnen und Laienheilpraktiker sind somit den Ärzten ohne Einschränkung gleichgestellt. Emilie praktiziert die Homöopathie als Heilmethode für die Bedürftigen bis zu ihrem Tod.

Der über seine Niederlage enttäuschte Schuler wandte sich anderen Aufgaben zu. Er wirkte bei der Vorbereitung des eidgenössischen Fabrikgesetzes von 1877 mit und amtierte von 1878 bis 1902 als erster eidgenössischer Fabrikinspektor, wobei er sich für die Reduktion der Kinderarbeit, den Schutz der Frauen und Wöchnerinnen sowie den Normalarbeitstag von elf Stunden für alle Arbeitnehmer einsetzte. Seine zahlreichen Schriften befassen sich mit der Wohn- und Ernährungslage der Arbeiter, den hygienischen Verhältnissen in den Fabriken, der Gesundheitsschädlichkeit gewisser Arbeitsprozesse und Chemikalien, der Unfallverhütung und dem Versicherungswesen. Er gilt als Experte in Fragen des Arbeiterschutzes, nimmt an internationalen Kongressen teil und erwirbt sich auch im Ausland einen Namen.

In der anschliessenden lebhaften Diskussion kam auch die Aktualität des Konflikts zwischen Schulmedizin und Homöopathie bzw. alternativer Medizin zur Sprache.

Veronika Feller-Vest



Exkursion 2015

Wie jedes Jahr trafen sich die Mitglieder und Gäste des Historischen Vereins des Kantons Glarus am 20. Juni 2015 zu ihrem Jahresausflug. Mit einem Oldtimerpostauto von Jürg Biegger, Ziegelbrücke, führte die Fahrt vom Glarnerland aus über den Ricken nach Wil zum Znünihalt. Nachher ging die Fahrt weiter nach Kreuzlingen und über die Landesgrenze nach Deutschland in die Stadt Konstanz. Der Besuch von Konstanz stand im Zusammenhang mit dem von 1414 bis 1418 stattgefundenen Konzil. Seither sind 600 Jahre vergangen; doch Geschichte ist ein Stichwort, das in Konstanz einen hohen Stellenwert besitzt. Nach unserer Ankunft ging es zu einem Rundgang in der Stadt, mit der Orientierung über die Ereignisse aus der Zeit des Konzils. Das Konzil von Konstanz war eine Versammlung der Kirchenführung, die auf Betreiben des römisch-deutschen Königs Sigismund und von Gegenpapst Johannes XXIII. einberufen wurde. Gastgeber war Fürstbischof Otto III. von Hachberg. Zu König Sigismund ist zu bemerken, dass dieser am 22. April 1415 dem Land Glarus die Reichsfreiheit gewährte. König Sigismund hatte mit der Wahl der Stadt Konstanz eine kluge Entscheidung getroffen. Die Stadt war weit genug entfernt von den konkurrierenden Päpsten und lag vor allem nördlich der Alpen und direkt in seinem eigenen Einflussbereich. Die Stadt Konstanz hatte damals rund 6000 Einwohner und galt als wohlhabende Reichs- und Handelsstadt. Sie war mit wehrhaften Mauern umgeben und verfügte über viele feste Bauten: Patrizier- und Bürgerhäuser, Klöster und Kirchen und vor allem das Münster, in dem während des Konzils die Sitzungen abgehalten wurden. Auch war Konstanz Bischofssitz. Eine ausreichende Versorgung mit Gütern und Nahrungsmitteln war vor allem auf dem Seeweg möglich. Am Konzil sollen in den Jahren 1414/18 insgesamt 73000 Menschen teilgenommen haben. Anwesend waren

von geistlicher Seite zwei Päpste, fünf Patriarchen, 33 Kardinäle, 47 Erzbischöfe, 83 Weihbischöfe und 145 Bischöfe. Die anderen Teilnehmer waren der Adel und Theologen. Auch sollen sich 800 Prostituierte in Konstanz aufgehalten haben. Weitere Konzilbesucher kamen aus der Bevölkerung. Manche blieben nur kurze Zeit in der Stadt. Dauerhaft sollen am Konzil 20 000 Teilnehmer in Konstanz gewesen sein.

Ein dunkler Schatten lastet bis heute über dem Konzilgeschehen: Das tragische Schicksal des Prager Kirchenreformers Jan Hus. Ihm sicherte König Sigismund freies Geleit zum Konstanzer Konzil zu, wo er seine Thesen über eine reformierte Kirche vor der Konzilversammlung vertreten sollte. Doch König Sigismund brach sein Wort und überstellte Hus den Konzilvätern, die ihn als Ketzer zum Feuertode verurteilten. Auf unserem Stadtrundgang besichtigten wir auch das Münster. Die imposante Kirche wurde in den Jahren 1052 bis 1089 als romanische Säulenbasilika erbaut. Das Münster steht anstelle der eingestürzten alten Domkirche. Im 14. Jahrhundert wurden der ursprünglich dreischiffigen Basilika die gotischen Seitenkapellen hinzugefügt, 1435 die Seitenschiffe, 1680 das Mittelschiff eingewölbt und 1856 die gotische Turmpyramide aufgesetzt. Im Laufe der Jahrhunderte wurde das Münster kunstvoll ausgestaltet. Auf dem Münsterplatz wurden im Jahre 2004 Funde aus der Römerzeit freigelegt. Sie sind Teil eines Kastells, welches den Rheinübergang sicherte. Nach der Besichtigung des Münsters ging es zum Konzilgebäude am Hafen. Dieses Gebäude wurde 1388 als Korn- und Lagerhaus gebaut. Vom 8. bis 11. November 1417 tagte hier während des Konzils das Konklave, das Kardinal Otto von Colonna zum Papst Martin V. wählte. Das Konzilgebäude wird seit Anfang des 20. Jahrhunderts, zuletzt 2010/2012, unter Wahrung der historischen Bausubstanz saniert. Es dient mit drei Festsälen für Konzerte, Tagungen, Ausstellungen und andere Veranstaltungen. Im Erdgeschoss befindet sich ein Restaurant, in welchem wir uns zum Mittagessen einfanden.

Gut verköstigt reisten wir am Nachmittag auf die Insel Reichenau. Sie liegt etwas unterhalb von Konstanz und ist die grösste Insel im Bodensee. Die Insel entstand aus Moränenschutt und verschwemmten Schottern während der letzten Eiszeit und ist über einen 1300 m langen Damm auch mit Kraftfahrzeugen erreichbar. Erbaut wurde dieser Damm 1838 auf Initiative von Kaiser Napoleon III., welcher seine Jugend auf dem gegenüberliegenden Schloss Arenenberg, auf dem Gebiet der Schweiz verbrachte. Seit dem Jahre 2000 ist die Insel Reichenau UNESCO-Weltkulturerbe. Sehenswürdigkeiten sind die drei romanischen Kirchen: Das Münster St. Maria und Markus mit Schatzkammer, die Kirche St. Georg mit ottonischen Wandmalereien und die Kirche St. Peter und Paul. Das Münster ist die ehemalige Klosterkirche der Benediktinerabtei Reichenau, welche im Jahre 724 gegründet wurde. Auf der Insel sind nicht nur anschauliche Beispiele klösterlicher Architektur zu finden, sondern auch Naturschönheiten anzutreffen. Eindrücklich sind die grossen Gemüsefelder und die zahlreichen Gewächshäuser. Ebenso werden auf der Insel umfangreiche Weinberge gepflegt. Nach diesem eindrucklichen Rundgang auf der Insel Reichenau ging es auf die Heimfahrt, wieder auf der Route via Ricken ins Glarnerland, wo der sehr schöne und hochinteressante Ausflug seinen Abschluss fand.

Mathias Kamm

Kein Ewig-Licht-Kontext – Ein Ärgernis

Im letzten Jahrbuch war ein Aufsätzchen zu besichtigen, das im Titel versprach, das Ewige Licht von Näfels in den geschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Die zentrale Quelle im Jahrbuch Mollis III/Näfels (15./16. Jahrhundert) wird nur in einer Abschrift des 19. Jahrhunderts vorgeführt. Und dies, obschon sowohl der Text der Stiftung als auch das Jahrbuch selbst in Reproduktionen vorliegen.

Da in absehbarer Zeit eine Arbeit über diese Jahrbuch-Stiftung vorliegen wird, soll hier nur eine an den Originaltext im Jahrbuch angelehnte Übertragung stehen (alle Namen buchstabengetreu):

Juli

Ewiges Licht [späterer Zusatz am linken Rand]

[...] [Römischer Kalender:] **16. Tag vor dem 1. August (17. Juli).** [Kirchlicher Festtags- und Heiligenkalender:] **Tag des Bekenners Alexius (17. Juli).**

Kuonrat Müller von Niderurna schlug Heini Stucki tot (Totschlag, kein Mord). Um dessen Seelenheil willen (und um die Untat zu sühnen) stiftete er ein Ewiges Licht (in der Kirche Mollis), das Tag und Nacht brennen sollte. Das (hierzu vorgesehene) Nussöl (beziehungsweise die Mittel, die Erträge dazu) kommt von folgenden Gütern, nämlich dem Gut in Brenden, ab dem Gut zu Gasen und ab der Egkenrüty und vom Gut Äschen und dem Gut Schufelacker, das da bis an das Wuor (Wuhr) stösst, und dem Gut in dem Len und der Wiese vor der Ow (Au), alles (in Niederurnen und in Biltlen gelegene) Güter Kuonrat Müllers.

Und wenn das genannte Licht (infolge Nachlässigkeit oder Absicht des Stifters) nicht brennen würde, so wären diese Güter alle der Kirche (Mollis) als unbelastetes Grundeigentum verfallen, es sei denn, das Öl (oder das Geld dazu) bliebe infolge höherer Gewalt für kurze Zeit aus. Dann soll man das Ewige Licht hernach zwiefach brennen lassen oder doppelt abgelten, bis das Versäumte ausgeglichen ist. Und wofern der genannte Kuonrat Müller oder seine Erben dies irgendeinmal anders regeln oder festsetzen wollten, wenn sie es dann etwa mit Unterpfändern (Auflagen als Sicherheit für die Kirche) ausrichten, müssen damit die gemeinen Kirchgenossen in jeder Hinsicht zufriedengestellt werden. Dem sollen dann auch die Blutsverwandten, die Freunde und die Gefolgsleute, (der ganze Familienverband) Stuckis, zustimmen. Selbst wenn eines oder mehrere der genannten Güter verkauft würden, so soll doch das Licht unter allen Umständen besorgt werden und leuchten, nach den Vorstellungen und den Beschlüssen (Erkenntnissen) der Kirchgenossen.

Das Aufsätzchen verpasste also den Originaltext, zeigt eine betrüblich fehlerhafte Umschrift der Abschrift, versteht den römischen Kalender nicht, übersieht ein Kapitalstück – nämlich die entscheidende Rolle der Kirchgemeinde: Die Kirchgemeinde (geleitet von «Kilchpflegern»/«Kilchmeyern») bemühte sich, die Stucki-Partei zu besänftigen und die Müllers zur genauen Einhaltung der Zusage anzuhalten. – Überlegungen zum Landesausbau mit Hilfe der Güterlage und der Güternamen: Fehl-anzeige. – Das Aufsätzchen kennt weder die beiden andern Totschlag-Beispiele des Jahrbuchs (Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte) noch die ähnlich gelagerte Stiftung des Ewigen Lichtes in Linthal 1532 (Thürer, Kultur). Vom religiösen Brauchtum

und Verständnis im Jahrzeitbuch – überhaupt nichts. Dabei enthält das Jahrzeitbuch gerade dazu einige Beispiele:

Heilige/Nothelfer: Das Molliser Totengedenkbuch erhielt für Leutpriester, Kirchpfleger und Kirchgemeinde geradezu einen Baedeker-Charakter: Bei den Heiligen-Festtagen wurde von lokalen Händen zusätzlich die Darstellung der Heiligen auf den Molliser Altären vermerkt. Darunter sind nun einige, die bis heute unbekannt blieben: Unter anderen Pantaleon, Verena und Egidius, Magnus. Gerade Nothelfer, eine Art Lebensversicherung der Zeit, wurden da hervorgehoben. Pantaleon etwa, der Patron der Ärzte und der Hebammen, der bei Kopfweh sowie bei Viehkrankheiten anzurufen war. – Meinrad wurde sogar erst nachträglich ins Jahrzeitbuch eingeschrieben, sicher eine Referenz an Einsiedeln. Auch Apollonia setzte eine lokale Hand korrekt hinter das römische Datum: Apollonia, die Patronin gegen Zahnweh.

Gottesdienst-Kerze: «Hanns Pfiffer [...] hätt ouch gesetzt 15 schilling jerlicher gült [Zins] umb wachs zuo eyner kertzen daruss ze machen, und die zuo allen gottesdiensten vor unsers herren marterbild ze brennen.» – Stiftung einer dicken Bienenwachskerze, die bei jedem Gottesdienst vor dem Bild des Gekreuzigten (Kruzifix) brennen soll.

Ewige Fürbitte: «Item Katherina Aelmerin hatt gesetzt ein rinderalp an Bischoffen, halb eyem lütpriester und halb der kilchen, und sol ein lütpriester alle sonnentag ir gedencken an der cantzel, oder sin teil sol gefallen der kilchen.» – Katherina Elmers eindrückliches Zeugnis für das Ringen um die eigene Seele, ein bemerkenswertes Stück zur Frauengeschichte und ein Beleg für die Viehzucht im 15. Jahrhundert.

Kein Hinweis im Aufsätzchen auf die Glarner Klosterfrauen dominikanischer Prägung (Krankenpflege, Seel- und Totensorge) in Zürich und in Schwyz im Jahrzeitbuch. – Nichts von der «anderen» Fahrt, der «Eidgenossenjahrzeit» für die Gefallenen im Alten Zürichkrieg (Jahrzeitbücher Mollis/Näfels und Linthal). – Kein Wort über die Jerusalemfahrt Meister Gregor Landolts 1565/68. – Schliesslich fehlen Glarner Quellen- und Literaturangaben – unter manch anderem das Jahrzeitbuch Linthal etwa, die Rechtsquellen, dann Jakob Elmer (Kirchgemeinde Niederurnen), und vor allem Ernst Tremps Aufsatz «Wie fromm waren die alte Glarner? Kirchliches und religiöses Leben im mittelalterlichen Glarnerland», sowie Rolf Kamms «Glarus zwischen Habsburg und Zürich. Die Entstehung des Landes im Spätmittelalter».

Das Aufsätzchen – in jeder Hinsicht ein bares Ärgernis.

Christoph H. Brunner